

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

38

Von A. Ranc.

In's Deutsche übertragen von Marie Kunert.

Juliette klopfte mit zwei leichten Schlägen an die Scheiben. Erstaunt stand Herr Bourgeois auf und trat an das Fenster, dessen Vorhänge er zur Seite schob. Juliette ließ die Kapuze herunter, und nun erkannte er sie. Sie legte den Finger auf die Lippen. Er öffnete das Fenster und Juliette sagte zu ihm:

„Helfen Sie mir hinauf, reichen Sie mir die Hand.“

Doch Herr Bourgeois beugte sich hinab, sagte Juliette um die Taille und hob sie wie eine Feder empor.

Sie sprang zu Boden und rief:

„Danke, Herr Bourgeois.“

Dann nahm sie ihren Umhang ab, warf ihn auf einen Stuhl und hielt am Kamin die Füße abwechselnd gegen das Feuer, während sie das etwas verwirrte Haar, in dem kleine Nagelbuchsweige hängen geblieben waren, glättete.

Herr Bourgeois betrachtete sie verwundert.

„Welch' glücklicher Zufall, mein schönes Fräulein,“ sagte er.

„Es ist kein Zufall, Herr Bourgeois. Ist es Ihnen unangenehm, mich hier zu sehen?“

Statt jeder Antwort ergriff Herr Bourgeois die Hand Juliette's, beugte sich mit zärtlicher Miene herab und drückte einen Kuß darauf.

„Haben Sie mir nicht gesagt, Herr Bourgeois, daß Sie glücklich sein würden, wenn Sie mir einen Dienst leisten könnten?“

„Stellen Sie mich auf die Probe, mein Fräulein!“

„Sind Ihre Bedienten zu Hause, Herr Bourgeois?“

„Ja, aber beunruhigen Sie sich deswegen nicht. Katharina, meine Köchin geht eben zu Bett. Jean ist sicher und verschwiegen. Er hat mich, wie Sie wissen, seit meiner Petersburger Reise nicht verlassen.“

„Ach, es ist ja wahr, Sie sind in St. Petersburg gewesen. Von dort haben Sie auch alle diese hübschen Sachen mitgebracht?“ fragte sie neugierig, mehrere sehr werthvolle Gegenstände auf dem Kamin und der Konsole des Salons betrachtend.

„Ja, Fräulein Juliette. Aber Sie haben von einem Dienst gesprochen, um den Sie mich bitten wollten. Kann ich ihn erfahren...?“

„Gleich, Herr Bourgeois, gleich. Haben Sie denn solche Eile, mich los zu werden? Lassen Sie mich doch nach Gefallen ein bißchen in Ihrem Salon herumstreifen und zeigen Sie mir alles, was die Kaiserin Ihnen Schönes geschenkt hat. Haben Sie sie sehr geliebt? Haben Sie zur Erinnerung an sie Ihre Köchin Katharina genannt? Man sagt, daß sie böse war, daß sie aber auch sehr liebenswürdig sein konnte, wenn sie jemand liebte. Ist das wahr?“

Herr Bourgeois fing an zu lachen. Er begann zu glauben, daß Juliette ihn um nichts zu bitten, sondern nur einen Vorwand gebraucht hatte, um ihn zu besuchen. Er sagte sich also ihrer Laune, ließ sie alle Andenken, die er aus St. Petersburg mitgebracht hatte, im Einzelnen betrachten, Kästchen, Tabaksdosen, Uhren, Porträts, sogar einen Degen, dessen Scheide mit kostbaren Edelsteinen besetzt war. Er ließ auch die Feder einer Bonbonnière spielen, die er immer bei sich trug. Der doppelte Boden enthielt ein köstliches Miniaturbildniß, sein Porträt und, das der Kaiserin. Schließlich zeigte er ihr noch eine andere Bonbonnière, auf der Katharina stark entblößt dargestellt war.

Juliette's Augen flammten.

„O, da ist nichts weiter zu reden, Katharina war Ihnen Dank schuldig,“ rief sie, plötzlich in Lachen ausbrechend. „Sie waren viel hübscher als die Kaiserin. Sie sind noch jetzt sehr hübsch.“

„Finden Sie?“

„Ja, das finde ich,“ fuhr sie stärker lachend fort.

Herr Bourgeois betrachtete dieses sonderbare Mädchen mit wachsendem Staunen und fragte sich auf Augenblicke, ob sie sich nicht etwa über ihn lustig mache. Er ergriff ihre Hand und wollte sie an sich ziehen. Aber sie machte sich mit einer

lässigen Bewegung los und sank in einen mächtigen Lehnstuhl in der Ecke am Kamin.

„Blaudern wir ernsthaft“, sagte sie zu ihm. „Wollen Sie?“

„Ganz wie Sie befehlen, Fräulein Juliette.“

„Nun, dann setzen Sie sich dorthin, mir gegenüber.“

Herr Bourgeois setzte sich seufzend.

„Wie viel Uhr ist es, Herr Bourgeois?“

Er sprang auf.

„Wie? Wieviel Uhr es ist? Aber halb zehn, glaube ich.“

„Sehr gut! warten wir eine Minute.“

Herr Bourgeois, der kein sehr ruhiges Temperament hatte, begann ungeduldig zu werden, doch im selben Augenblick wurde an die Hausthür geklopft.

„Wer, zum Teufel! kann zu dieser Stunde kommen?“ sagte Herr Bourgeois.

„Ich weiß, wer,“ antwortete Juliette. „Wollen Sie, bitte, Jean jagen, daß er eintreten läßt?“

Herr Bourgeois, den Juliette's Kaltblütigkeit verblüffte, gehorchte, und einige Sekunden später trat Jacotin, genannt Pipette, den Hut in der Hand, in den Salon.

„Herr Bürgermeister,“ sagte er, „ich mache Ihnen meine Aufwartung. Fräulein Lesfrancois — Ihr unterthänigster Diener. Ich habe nicht die Ehre, von Ihnen wieder erkannt zu werden, Herr Bürgermeister. Das ist aber nicht erstaunlich. Sie haben mich kaum eine Minute lang gesehen, als ich mit Herrn Fouché vor Ihrer Thür in dem Augenblick, als er in den Postwagen steigen wollte, einige Worte wechselte.“

Herr Bourgeois schnitt eine Grimasse und machte kaum noch ein Hehl aus seiner Verstimmung. Trotzdem antwortete er höflich:

„Sie kommen von dem Herzog von Otranto, mein Herr?“

„Nicht direkt; doch handle ich nach seinen Anweisungen. Mein Besuch hängt mit der Mission zusammen, mit der ich hier betraut bin. Herr Fouché hat mir gesagt, daß ich gegebenenfalls, wenn ich Ihre Gefälligkeit auch nur in ganz dringenden Sachen auf die Probe stellen sollte, auf Sie rechnen könnte.“

„In der That, ich bin dem Herrn Herzog von Otranto verpflichtet. Was wünschen Sie?“

„Wie spät ist es, Herr Bürgermeister?“ fragte Jacotin launf.

„Schon wieder? Sie auch? Was bedeutet dieser schlechte Scherz?“ rief Bourgeois, Jacotin und Juliette nach einander anblickend.

Jacotin war sehr ruhig, aber Juliette schien eine Bente der heftigsten Angst zu sein. Sie stand auf, ging an das Fenster und öffnete es.

Herr Bourgeois stand ganz verwirrt zwischen Jacotin, der sich gerade in der Mitte des Salons aufgepflanzt hatte, und Juliette, die sich um nichts kümmerte, was um sie her vorging und nur Augen für den Garten hatte.

Plötzlich stieß sie einen Schrei aus:

„Da sind sie! Da sind sie!“

Herr Bourgeois und Jacotin stürzten auf das Fenster zu. Man sah wirklich Schatten sich im Garten bewegen.

Herr Bourgeois wollte rufen.

„Kein Wort, mein Herr, kein Lärm! Es sind die politischen Gefangenen der „Heimsuchung“, die entfliehen.“

XXX.

Folgendes hatte sich zugetragen:

Am Morgen desselben Tages waren die sieben Gefangenen Rochereuil, Georget, Couchern, Thoudenin, Bert, Richardière und Hiday benachrichtigt worden, daß sie vor einem Kriegsgericht unter dem Vorsitz des Generals H... im Präsekturgebäude erscheinen sollten.

Die Akten, welche die Aufzeichnungen über die Voruntersuchung und den Bericht des Herrn Draunt enthielten, waren von diesem dem Generalprokurator am kaiserlichen Gerichtshofe in Poitiers, durch den Generalprokurator dem Oberrichter, durch den Oberrichter seinem Kollegen, dem Kriegsminister, übergeben werden. Die Regierung hatte entschieden, daß die Sache vor ein Kriegsgericht in letzter Instanz verwiesen werden sollte.

Sobald sie diese Nachricht erfahren hatten, kamen Rochereuil, der Abbé und Couchery, der großen Einfluß auf seine Gefährten ausübte, in einem ihrer Zimmer zusammen, um sich zu berathen. Bert, Thouvenin und Richardière hielten sich draußen, bald auf dem Korridor, bald auf dem Hofe auf, um Gizay zu überwachen, den sie — übrigens grundlos — noch immer im Verdacht hatten, daß er sein Handwerk als Verwähler fortsetze.

Der Unglückliche lebte ganz für sich. Seine Mitgefangenen sprachen kein Wort mit ihm.

Er litt schrecklich unter der Verachtung der Andern, beklagte sich aber nicht. In dem Zimmer, wo er mit ihnen gemeinsam schlief, blieb er nur so lange, als es dringend nöthig war. Er ging abends als Letzter hinein und morgens als Erster hinaus. Er hätte sich selber isolirt, wenn seine Gefährten ihn nicht schon dazu verurtheilt hätten.

„Also heute Abend,“ sagte Couchery, „dem ich denke nicht, Bürger Rochereuil, daß Sie die Absicht haben, mit dem General S. . . und seinen Helfershelfern Bekanntschaft anzuknüpfen. Und Sie, Abbé?“

„Auf heute Abend,“ antwortete Rochereuil.

„Um welche Zeit?“

„Wir werden um dreiviertel neun Uhr anfangen, die Mauer zu durchbrechen.“

„Ist das nicht sehr früh?“

„Nein. Wir sind hier nicht in Paris. Unsere Gefängniß-aufscher in der Provinz gehen früh zu Bett. Um sieben Uhr machen sie die letzte Runde und stehen erst um elfenhalb Uhr für die erste Nachtrunde auf. So sind sie also schon um neun Uhr im ersten Schlaf, der der beste ist. Die Mauer ist nicht dick, ich habe sie gemessen und weiß eine Stelle, wo ich keinen Quaderstein zu fürchten habe. In einer halben Stunde ist das Loch fertig. Das Uebrige ist, wie ich Ihnen schon auseinandergesetzt habe, eine Sache von wenigen Minuten, falls niemand sich dabei die Knochen bricht. Wir werden unsere beiden Stricke noch einmal genau prüfen und die Stellen, die uns unsicher erscheinen, verstärken. Wir haben sie etwas schnell hergestell.“

„Wenn man uns nun heute Abend in den Zellen einschließt?“

„Es ist nicht wahrscheinlich, weil man es noch nicht gethan hat, seit die Einzelhaft aufgehoben ist. Indeß muß Alles vorgeesehen werden. Ich werde Ihnen also eine Handsäge, einen Meißel und einen Bohrer geben, mehr als Sie brauchen, um in ganz kurzer Zeit eine schöne Oeffnung in diesen alten Klosterthüren herzustellen. Der Abbé und ich arbeiten dann in unserm Zimmer.“

„Sie haben also noch mehr Werkzeuge?“

„Ja, der Abbé und ich haben jeder das seinige.“

„Teufel! Sie sind umsichtige Leute.“

„Bedenken Sie doch, seit sieben Monaten sind wir hier. Da hatten wir nichts Besseres zu thun, als uns vorzubereiten.“

„Gut!“ sagte Couchery, „ich gehe jetzt, um die Andern zu benachrichtigen. Sie haben weiter keine Aufträge?“

„Nein,“ antwortete Rochereuil, „das ist alles, nicht wahr, Abbé?“

„Ja, für den Augenblick. Gehen Sie. Ich werde inzwischen an Maitre Boucémie und Maitre Bréhard schreiben, sie möchten uns heute besuchen. Es muß so aussehen, als ob wir uns mit unserer Vertbeidigung beschäftigen.“

Rochereuil und Couchery gaben durch ein Zeichen ihre Zustimmung zu erkennen.

„Ach, Verzeihung,“ sagte dieser im Augenblick des Hinübergehens. „Es bleibt noch ein delikater Punkt zu behandeln.“

„Welcher denn?“

„Gizay, — was machen wir mit ihm?“

„Sehr einfach, wir benachrichtigen ihn erst im letzten Moment und haben ein Auge auf ihn.“

„Ist das nicht unvorsichtig? Er kann uns verrathen oder Angst bekommen wie in der Untersuchung. Wenn er Schwäche zeigt, stürzt er uns ins Verderben.“

„Ich beobachte ihn seit einigen Tagen sorgfältig,“ sagte Rochereuil. „Der Bursche hatte einen Augenblick den Kopf verloren, aber er ist nicht schlecht, und ich wäre erstaunt, wenn er jetzt keinen Muth zeigte. Er möchte sterben, so groß sind seine Gewissensbisse. Uebrigens können wir ihn nicht zurücklassen.“

„Aber,“ sagte Couchery, „wir können . . .“

„Oh!“ sagte Rochereuil, der begriff, was Couchery sagen wollte, „dieses Kind?“

„Aber dieses Kind hat Verrath begangen.“

Rochereuil blieb einige Sekunden stumm, dann rief er:

„Nein, und tausendmal nein, ich würde mich selbst verabschonen. Ich stehe für ihn; er wird gut marschiren.“

„Sie sind der Führer des Unternehmens, Rochereuil; ich füge mich Ihrer Meinung, aber Sie haben Unrecht.“

„Ich bin derselben Ansicht wie Rochereuil,“ sagte der Abbé. „Sie werden sehen, daß der Bursche sich wie ein Mann benehmen wird.“

Am 14. November um 7 $\frac{1}{2}$ Uhr abends kam der neue Inspektor der „Heimsuchung“ wie an den vorhergehenden Tagen, um die politischen Gefangenen einzuschließen. Eine Stunde später benachrichtigten Rochereuil und der Abbé Couchery und seine Freunde, daß der Moment gekommen wäre. Alle traten in den Korridor hinaus, mit Ausnahme Gizay's, der wohl begriff, was vorging, aber sich nicht zu rühren wagte und in seinem Bette blieb. Rochereuil und Couchery machten sich sogleich vorsichtig an die Arbeit, obgleich sie nicht zu fürchten brauchten, daß man sie hörte. Der Gefängniß-Inspektor und seine Gehilfen schlofen weit entfernt von ihnen, und der Theil des Gebäudes, in dem sie sich befanden, war nicht weiter bewohnt.

Bei den ersten Hammerschlägen kam auch Gizay aus dem Zimmer. Er konnte es dort nicht länger aushalten und trat trotz der durchdringenden Blicke, die Couchery und die Andern ihm zuwarfen, näher.

„Gieb mir die Zange,“ sagte Rochereuil rauh zu ihm.

Gizay gehorchte. Dadurch ermuthigt fragte er:

„Wollen Sie mich mitnehmen, Herr Rochereuil, trotzdem . . .“

Rochereuil ließ ihn nicht vollenden.

„Bist Du ein Mann sein?“ sagte er.

„O, Herr Rochereuil, versuchen Sie es. Was soll ich thun? Ich habe keine Furcht.“

„Ach ja, Du fürchtest Dich nur vor Untersuchungsrichtern.“

„Ach, Herr Rochereuil!“ sagte Gizay in stehendem Tone.

Während dessen schritt die Arbeit vorwärts. Die Mauer war wirklich nicht dick und bestand aus leicht bröckelndem Gestein. Bald war die Oeffnung groß genug, um sogar Couchery, der der Stärkste unter den sieben war, durchzulassen.

„Wir sind so weit, meine Herren,“ sagte Rochereuil. „Couchery und Richardière, Sie haben die Stricke. Die Uebrigen können die Werkzeuge nehmen. Wir werden sie vielleicht noch brauchen.“

„Bitte, Gleichheit, meine Herren,“ sagte da der Gefangene Thouvenin, „Gleichheit! Hier darf es kein Vorrecht geben. Bestimmen wir durch das Loos die Reihenfolge, in der wir passiren.“

Couchery sah seinen Kameraden mit vorwurfsvoller Miene an. Rochereuil zuckte die Achseln.

„Der Abbé und ich,“ jagte er kalt, „kennen allein den Weg. So werde ich also den Marsch eröffnen, und der Abbé kommt zuletzt. Er wird den Rückzug decken. Was Sie betrifft, meine Herren, so mögen Sie losen, wenn es Ihnen paßt.“

Thouvenin bestand darauf, und zwei seiner Gefährten unterstützten ihn darin. Das Loos bestimmte Gizay als den, der Rochereuil zunächst folgen sollte.

Nach einander schlüpfen alle durch das Loch, und in weniger als drei Minuten waren sie auf der anderen Seite.

Sie befanden sich nun in einem unbewohnten Korridor, der nach dem Hofe des Gefängnisses hinausführte; zu jeder Seite des Korridors lagen die ehemaligen Zellen der „Heimsuchungsschwester.“

Diese Zellen waren mit Dachfenstern versehen und vergittert. Aber es befand sich eine darunter, die nach der Seite des Hofes zu die große Uhr des Gefängnisses enthielt.

Diese war nicht vergittert, und man konnte von dort aus bis zum Gesims des Daches gelangen. Rochereuil schwang sich hinauf, und die Andern folgten ihm. Sie schritten dort bis zum äußersten Ende des Gebäudes entlang, bei dem geringsten Fehltritt in Gefahr, hinunterzustürzen. Von da aus bemerkte man etwa dreißig Schritt entfernt die Umfassungsmauer. Couchery, der in allen solchen Dingen der Geschickteste war, warf einen der Stricke hinüber. Nach zwei oder drei Versuchen faßte der Haken, und bald ging es über den Weg der Runde fort. Alle passirten ihn ohne Unfall.

Die Mauer war sehr schmal. Die Flüchtlinge saßen

daher rittlings oben und bückten sich so viel wie möglich, während Rochereuil und Couchery den zweiten Strick an der Mauer befestigten.

Als der Haken fest an der Mauer angebracht war, ergriff Rochereuil den Strick und glitt langsam hinab. Die Mauer war etwa vierzig Fuß hoch. Nach Rochereuil kam Hizan; aber er wollte es zu schnell machen und ließ sich gleiten. Der Strick verbrannte ihm die Hände, vor Schmerz ließ er los, man hörte etwas stürzen und der unglückliche Bursche fiel zu den Füßen Rochereuil's nieder. Er hatte das Bein gebrochen, stieß aber keinen Schrei, keinen Magelaut aus.

Die fünf Andern waren glücklicher. Der Abbé berührte als letzter den Boden. Das Schwierigste war gethan. Nun war nur noch eine nicht sehr hohe Mauer zu erklettern, um in den Garten des Bürgermeisters zu gelangen. Aber es war keine Zeit zu verlieren.

„Kannst Du aufstehen, Kleiner?“ sagte Rochereuil leise zu Hizan.

„Nein, ich habe das Bein gebrochen; ich leide entsetzlich. Lassen Sie mich hier, Herr Rochereuil! Retten Sie sich. Es ist meine Strafe.“

„Deine Strafe, mein Junge? Du hast Deinen Fehler wieder gut gemacht, nicht wahr, Couchery?“

„Ja, er ist trotz allem ein braver Kerl, weil er nicht geschrien hat. Wir wollen ihn anheben und dann vorwärts.“

Rochereuil und Couchery hoben schließlich den Verletzten auf den Manerrücken hinauf, dann ließen sie ihn nach der anderen Seite hinab, wo der Abbé und Richardière, die schon hinuntergesprungen waren, ihn in Empfang nahmen. Hizan litt furchtbare Schmerzen, aber seine Entschlossenheit versagte nicht. Der Abbé lud ihn dann auf seine Schultern, und sie gingen zusammen auf das Haus des Herrn Bourgeois zu.

In diesem Augenblicke war es, als Juliette rief:

„Da sind sie, da sind sie!“

Wenn jemand nicht zufrieden war, so war es gewiß Herr Bourgeois. Freilich durfte er Fouché nichts verweigern, aber er war auch ein Mann von Herz. Er machte also gute Miene zum bösen Spiel. Hizan wurde in dem Zimmer des Herrn Bürgermeisters untergebracht.

„Hier wird man ihn nicht suchen,“ sagte Herr Bourgeois.

„Wir, die wir marschieren können, werden Sie nicht lange belästigen, Herr Bürgermeister.“

„Sie haben doch einen Ort, wo Sie uns für diese Nacht unterbringen können, Rochereuil?“ fragte Couchery.

„Ja, Herr Jacotin wird Sie führen.“

Jacotin nickte. Er jubelte innerlich. Er sumnte zwischen den Zähnen in allen Tonarten: „Novigo entwischt!“

„Was Dich betrifft, Abbé,“ fuhr Rochereuil fort, „so weißt Du, wo wir uns morgen früh um vier Uhr treffen.“

„Kommst Du nicht gleich mit?“

„Nein, es ist besser, wenn wir uns trennen. Juliette hat ein Versteck für mich in ihrem Hause.“

Seit der Ankunft der Flüchtlinge hatte Juliette noch kein Wort gesprochen. Schweigend hielt sie eine Hand Pierre's in der ihrigen. Jacotin trat lebhaft herzu.

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Rochereuil,“ sagte er, „zu Fräulein Desfrancois wird man zuerst kommen.“

Rochereuil zögerte einen Augenblick, aber Juliette drückte seine Hand so innig und sprach mit so zärtlicher Stimme: „Wer weiß, wann wir uns wiedersehen, Pierre?“ daß er Jacotin antwortete:

„O, vor Tagesanbruch werde ich weit fort sein, jedenfalls bevor unsere Flucht entdeckt ist. Uebrigens ist das Versteck sicher.“

Jacotin schwieg, aber er schien nicht überzeugt zu sein.

„Auf morgen denn,“ sagte Pierre zum Abbé.

Dann drückte er seinen Gefährten die Hand, dankte dem Bürgermeister herzlich und ging. Auf dem Boden des Hauses, in dem sie wohnte, hatte Juliette für Rochereuil ein unbewohntes Kammerchen zurecht gemacht, zu dem sie sich den Schlüssel verschafft hatte. (Fortsetzung folgt.)

Kleines Heuiletou.

Wie es dazumal war. Den „Basler Nachr.“ wird aus dem Badischen geschrieben: „Mein Großvater war, obgleich 68jährig, 1848 ein stammer Revolutionär gewesen und hatte das mit achtwöchigem Gefängniß büßen müssen, wodurch er allerdings nicht gebessert wurde. Im März 1850 war es, da lag der nun 70jährige Mann eines Morgens noch im Bette, als ein Gendarm in seine Stube trat und ihn ohne weiteres anherrschte: „Warum liegt Er

noch im Bette?“ — „Wer?“ fragte ruhig der Greis. — „Er!“ — „Wer?“ — „Er!“ — „Wer ist der Er?“ — „Er!“ — „Sage Sie mir jetzt, wen Sie eigentlich meine!“ — „Jhn, dummer Bauer!“ — „Do istch fei „Jhn“ und istch fei „Er“. Sei'n Sie so gut und gehe Sie jetzt 'naus!“ — „Was? Will Er mich foppen?“ schrie der Gendarm und schritt drohend gegen das Bett hin. Mein Großvater blieb immer noch ganz ruhig und sagte gelassen: „Wenn Sie vielleicht mich meine, so rede Sie per „Sie“ oder per „Jhr“ mit mir, wenn's gefällig ist.“ — „Also, warum Jhr noch im Bett liegt? hab' ich gefragt.“ — „Das istch mei Bett!“ — „Meinetwegen; aber was ist das für ein Bild an der Wand über dem Bett dort?“ — „Könne Sie lese? S'steht drunter!“ — „Gewiß kann ich lesen!“ herrschte der Gendarm, stellte sein Gewehr in die Ecke, fuhr an der Wand hinauf, riß das Bild herunter, warf es auf den Fußboden und begann darauf herumzutrampeeln. Das geschah alles sozusagen in einem Augenblicke; aber eben so schnell war mein Großvater aus dem Bett gesprungen, hatte den Ladestock aus dem Gewehr gerissen, den Gendarmen am Halsstragen gepackt und — ihn um sich herum-drehend — erbärmlich durchgehauen. Der Hüter des Gesetzes war anfangs ganz verduhnt, als aber die Prozedur gar nicht nachlassen wollte, strebte er nach seinem Gewehr hin; mein Großvater warf ihn jedoch mit einem Ruck in die Ecke, daß er stöhnte, worauf er das Gewehr ergriff, sich vor dem Geprügelten und Zerzausten hin-stellte und grollte: „Ich will Dir mein Federbild kaput mache, Du Sackermenter! Mach, daß Du fortkommst! Die Flint' bleibt do.“

Jetzt verlegte sich der jämmerlich Zugerichtete aufs Bitten, da er wohl wußte, daß er in dem kleinen Dorfe auf keinerlei Beistand rechnen konnte. Es koste ihn sein Amt, wenn er ohne Gewehr zurückkomme, jammerte er; zudem sei ja seine Uniform zerrissen. Er war ganz trostlos. Mein Großvater schloß das Gewehr ab, schloß es in den Schrank ein und rief seine Schwiegertochter.

„Do stich dem Kerl sei Noth!“

Der Gendarm zog den Rock aus und setzte sich ganz kleinlaut an den Tisch. Der Greis aber griff nach dem Weintrug und bot ihm das gefüllte Glas:

„So, des istch für die Schmerz. Die Herre vom Amt habe ebe zwei oder drei Mann schide solte, wenn sie was von mir wolle;“ dabei reichte er seine sehnigen Hände.

Nun ging's ans gegenseitige Kapituliren. Der arme Gendarm murkte, er habe doch seine Pflicht thun müssen; der Großvater entgegnete, er lasse sich in seinem Hause nicht kuzoniren. So und ähnlich wurde, während man dem Glas zusprach, hin und her geredet, bis man sich näher kam und der Gendarm nur noch seine Sorge darüber äußerte, wie er, halb lahm geschlagen und zudem ohne Gewehr, wieder zum Dorf hinauskomme. Der Großvater erwiderte, wenn er sein Pulverhorn zurücklasse, könne er das Gewehr wieder mitnehmen, und sein Sohn werde ihn zurückführen. Das geschah denn auch, nachdem ein fast herzlicher Abschied stattgefunden hatte. Der Gendarm, der sich seiner Niederlage schämen und wohl auch für seine zukünftige Sicherheit im Dorfe besorgt sein mochte, hatte keine Anzeige erstattet, und so blieb der alte Mann, der aber doch vorrichtigerweise einstmals bei seinen elffässigen Verwandten Aufenthalt genommen hatte, unbehelligt. —

Literarisches.

n. Berg, Leo: „Der Uebermensch“. München, 1897. Albert Langen. — Das Buch ist subjektiv geschrieben und regt daher durch Vorzüge und Mängel zum Nachdenken an. Am Schlusse entpuppt sich der Verfasser selbst als eine Art Uebermensch, und dadurch kommt etwas unfreiwilliger Humor in seine gallige, stellenweise recht persönliche und gehässige Kritik. Diese Kritik trifft auch sonst fast immer in die leere Luft. Der Verfasser hat offenbar aus den meisten der angeführten Bücher mehr herausgelesen, als darin stand, mindestens aber sich das zurechtgelegt, was ihm in den Kram paßte. So zieht er schließlich gegen seine eigenen Phantasiegebilde zu Felde und nimmt von uns mit denselben leeren und oberflächlichen Redensarten Abschied, die er vorher als Ausfluß eines lächerlichen Größenwahns verspottet hat. —

Kunsthandwerk.

— Die Bürgermeisterkette, die der Kaiser der Stadt Wiesbaden verliehen hat, zeigt — so schreibt der „Kunstwart“ — so schlimme Verdösse gegen die einfachen Stilgesetze, daß man bei der Vorbildlichkeit, die solche amtlichen Prachtstücke leicht gewinnen, eine Betonung dieser Thatsache nicht unterlassen darf. Sie stellt ein römisches Mauerwerk dar, das von runden und eckigen römischen Thürmen durchsetzt ist und sich vorn und hinten zu großen Thoranlagen erweitert. Das vordere Schmuckstück zeigt eine große römische Thoranlage mit den Bildnissen der Hygia und des Askulap, sowie einer weiblichen Idealfigur über den heilspendenden Brunnen. Römische Adler schauen vom Giebel des Thores hernieder. Ja, ist denn das noch eine Kette? Man versteht nicht recht, daß ein Mann wie Seder dergleichen entwerfen konnte, denn so lange eine Kette getragen werden soll, bleibt sie doch auch als Schaustück immerhin ein Bekleidungsstück. Dabei ist die Kette ungefähr 3 Pfund schwer und in einzelnen Theilen überaus zerbrechlich. —

Volkskunde.

— Ueber einen kuriosen Akt des Aberglaubens wird aus Koburg berichtet: In dem Dorfe B. unternahm ein Ortsangesehener mit seiner Frau um die mitternächtliche Stunde eine

merkwürdige Spazierfahrt. Die Frau krankte seit langem an der Gicht, und dies Leiden wollten die Leute „verfahren“. Darum nahm der Mann eine Schiebkarre, setzte seine Frau darauf, und nun ging die Fahrt los nach dem Friedhofe des nahe gelegenen Dorfes E. Dabei durfte keines von Beiden ein Wort sprechen. Auf dem Friedhofe angekommen, machte der Mann mit seinem sonderbaren Fuhrwerk dreimal die Runde um verschiedene Gräber. Dann ging's wieder heimwärts. Unterwegs mußte die Frau noch an einem Kreuzweg stillschweigend von der Karre fallen und sich dann wieder aufsetzen. Erst nachdem diese letzte Formalität erfüllt war, ging die Fahrt vollends nach Hause. —

Physiologisches.

— Das Leuchten erhitzter Körper und der Bau der Netzhaut des Auges. Nach den Untersuchungen von Weber sendet ein Körper, wenn er bis zum Leuchten erhitzt wird, zuerst ein schwaches Licht aus, welches düster nebelgrau, unklar glimmend, wie auf- und abflüchsend erscheint. Nimmt dann die Temperatur noch weiter zu, so wird das Licht hellgrau, dann gelblichgrau, und endlich breitet sich über diesem grauen Lichte hell feuerrother Schimmer aus, wobei das unklare Hin- und Herflüchsen des Leuchtens aufhört. Steigert man die Temperatur, so geht die Farbe in Orange, Gelb, Gelblichweiß über, und zuletzt entsteht die reine Weißgluth. Diese merkwürdigen Erscheinungen der Grau- und Rothgluth finden nun nach den Untersuchungen von D. Sumner ihre Erklärung lediglich in der Voraussetzung, daß unser Auge auf der Netzhaut zwei wesentlich verschieden wirkliche Einrichtungen zur Lichtwahrnehmung besitzt. Schon v. Kries hat die Vermuthung ausgesprochen, daß die Zapfen und Stäbchen der Netzhaut streng gesonderte Schapparate sind. Erstere vermitteln hiernach die Farbenwahrnehmung und die Sehempfindung bei großer Helligkeit, letztere dagegen bewirken das farblose Sehen von geringer Helligkeit und haben außerdem die Fähigkeit, ihre Lichtempfindlichkeit durch Ansrüben im Dunkeln beträchtlich zu steigern. Die Stelle des deutlichsten Sehens, die Fovea centralis, besitzt nur Zapfen, aber keine Stäbchen, letztere treten erst gegen die Peripherie hin auf und überwiegen in der Randzone. Wird nun in einem verdunkelten Raum ein Körper, beispielsweise ein Platinblech, durch den elektrischen Strom erhitzt, so werden zunächst die Stäbchen erregt und rufen im Gehirn die Empfindung einer gewissermaßen farblosen, nebelgrauen Festigkeit hervor, und zwar kommt diese Erregung hauptsächlich von den peripherischen Theilen der Netzhaut. Der Beobachter sieht etwas, was er direkt nicht erblickt, und dieses verschwindet, sobald er den Blick hinwendet, von wo die Strahlen zu kommen scheinen. Auf diese Weise erklärt sich das intermittirende Sichtbarwerden des grauen Glühlichts. Wird das Platinblech noch mehr erhitzt, so sendet es schließlich auch Strahlen aus, welche in den Zapfen der Netzhaut eine zum Bewußtsein kommende Lichtempfindung hervorrufen und besonders an der Stelle des deutlichsten Sehens. Der Beobachter sieht also jetzt auch dasselbe, was er direkt erblickt, und die Wahrnehmung ist aus Grau und Farbig gemischt, bis bei zunehmender Temperatur die Farbe, zunächst Roth, mehr und mehr überwiegt. Versuche von Sumner zeigen, daß es möglich ist, unter gewissen Bedingungen nur die Zapfen der Netzhaut vom Glühlichte treffen zu lassen. Die glühende Fläche muß dann sogleich farblos erscheinen, ohne Spur von Graugluth. Die Frage, bei welcher Temperatur die Körper, sobald sie genügend erhitzt werden, zu leuchten beginnen, ist nicht leicht zu beantworten, da bezügliche Versuche eigentlich nur an absolut schwarzen Körpern angestellt werden sollten. Annäherungsweise kann man annehmen, daß bei 403 Grad Graugluth am Neusilber beobachtet wird. Vor Jahren hatte Draper zu finden geglaubt, daß alle festen Körper bei der gleichen Temperatur von etwa 525 Grad mit rothem Lichte zu leuchten anfangen, was später von Weber dahin berichtigt wurde, daß manche Körper bei niedrigerer Temperatur leuchten und zuerst in grauem Licht, eine Beobachtung, die jetzt durch die obigen Arbeiten erweitert und vollständig geworden ist. („Köln. Ztg.“)

Medizinisches.

k. Ueber die Behandlung typhöser Fieber mit Olivenöl und die außerordentlich günstigen Resultate mit dieser Behandlungsweise berichtet Dr. Owen F. Paget, der lange Jahre hindurch als Arzt in den von typhösen Fiebern stark heimgesuchten Gegenden Westaustraliens thätig war. Die Anwendung des Olivenöls geschieht in der Form von Injektionen, und zwar wird jedes Mal etwa 1/4 Liter Del eingespritzt. In den ersten 4—5 Tagen hat Paget die Einspritzungen in Zwischenräumen von 12—24 Stunden wiederholt, während später jeden zweiten Tag eine Einspritzung gemacht wurde. Als besonderen Vortheil bezeichnen es Dr. Paget, daß bei dieser Behandlung das Fieber sofort nachläßt, und auch keine gefährlichen Nebenerscheinungen auftreten. Obgleich er sehr viele Fälle typhöser Fieber behandelt, berichtet Dr. Paget, sei kein einziger Fall tödlich verlaufen, er habe vielmehr stets sichere Erfolge erzielt. Die Anwendung von feuchten Packungen und ähnlichen Mitteln zur Herabsetzung der Temperatur hält Paget bei seiner Methode für vollständig entbehrlich. Treten die günstigen Wirkungen des Olivenöls nicht bald ein, so wird dem Patienten noch ein 1/4 Liter Del eingegeben, worauf in allen Fällen der gewünschte Erfolg eintritt. —

Geographisches.

— Japan zählt bereits sieben Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern, darunter eine Stadt, Tokio, mit mehr als einer Million Einwohnern — sie zählt deren 1 368 000 und mit den Vororten rund 1 500 000 —, sowie eine, Osaka, mit mehr als einer halben Million Einwohner. Daran reihen sich Kioto (rund 343 000 Einwohner), Nagoya (236 000), Kobe (183 000), Yokohama (180 000), Hiroshima (101 000). Kanazawa zählt 84 000 Einwohner, Nagasaki 72 000, Sundaï 70 000, Tokushima 61 000, Fukuoka 60 000, Toyama 59 000, Matsuyama 57 000, ebenso Otagama, ferner Kagoshima 54 000, Kumamoto 51 000, Niigata 50 000. Diesen Zahlen liegt die letzte Volkszählung vom 31. Dez. 1896 zu grunde. —

Technisches.

ie. Die längste elektrische Bahn mit oberirdischer Stromzuführung in der ganzen Welt besitzen wahrscheinlich die Vereinigten Staaten. Sie ist 124 englische Meilen lang und verbindet den Ort Fairhaven im Staate New Hampshire mit Boston und geht dann auf anderem Wege nach der Stadt Nashua in demselben Staate zurück. Die einzige Unterbrechung der Fahrt findet bei einem Orte bei Fall River statt, wo man eine Brücke mittels einer Rutsche überschreiten muß. —

Humoristisches.

— Manu? Am 1. Dezember stand in einem Berliner Blatt folgendes Inserat:
Meine Verlobung mit Fräulein Else Piernay und seiner Frau Gemahlin Beate, geb. Ahrens, beehre ich mich hierdurch ergebenst anzuzeigen.
Schwerin i. M. im November 1897.

N. N., Referendar.

— Aus dem Familienleben eines österreichischen Abgeordneten. Madame: „Warum weint denn der Bubi fortwährend?“ — Zimmermädchen: „Er sucht seine Trompete, seine Trommel, seine Mundharmonika, seine Pseife — und ich suche die Feuerzange, den Trichter, das Reibeisen, den Teppichkopfer, die Gartenpflanze...“ — Madame (vorwurfsvoll: „Aber Kathi, Sie wissen doch, daß mein Mann heute Sitzung hat und die Sachen braucht!“ —

— „Sind die Kälber schon alle da?“ Das Luzerner Tagblatt erzählt: Herr Pulver, ein bekannter Viehhändler in Bern, wollte ins Schlachthaus telephoniren, er habe einen Trupp Küllber hinausgeschickt. Auf der Zentralfstation versteht man ihn falsch und verbindet ihn mit dem Rathhaus, wo eben der Großrath tagt. Herr Weidel Häubi eilt aus Telephon und ist stark vor Entrüstung, als er aus Herrn Pulver's Mund die Frage vernimmt: „Sind die Kälber schon alle da?“ —

Vermischtes vom Tage.

— Wie aus Eisenach berichtet wird, ist der Fischbestand der Hörsel auf Jahre hinaus vernichtet. Die chemische Untersuchung des Wassers hat als Ursache des Fischsterbens Vergiftung durch Phenol ergeben. In die Hörsel gelangen die Abwässer einer Gasanstalt und einer Bleiweißfabrik. —

— Aus Essen wird der „Frankf. Ztg.“ gemeldet: Der falsche Erzherzog, Behrendt, wurde aus der Haft entlassen. Marie Hausmann hat ihren Strafantrag zurückgezogen, das Verfahren ist infolge dessen eingestellt worden. —

— In Korberödorf bei Wunsiedel (Bayern) hat die Frau eines Gütlers ihren Mann in der Kochstube mit einem Handbeil erschlagen, der Leiche einen Strick um den Hals gelegt, sie zum Hause hinausgezerrt und in der Zauchgrube versteckt. —

— Durch den letzten Sturm wurde auch in ganz Dänemark, besonders aber an der Westküste Jütlands, großer Schaden angerichtet. —

— K. S. Wolf, der deutschnational-antisemitische, österreichische Abgeordnete, hat sich von Herrn Conrad Alberti (Sittenfeld) anfragen lassen. Er soll bei dieser Gelegenheit gesagt haben: „Das ist der schwerste Vorwurf, den wir gegen Baden erheben, daß seine Politik bezug, an das Töbenerste zu rühren, was der Oesterreicher besitz: die Liebe zum Kaiser und zum Herrscherhause. Baden hat künstlich Misstrauen zwischen den Deutschen Oesterreichs und der Dynastie zu säen versucht, und es wird Jahre brauchen, auszuwetten, was er in dieser Hinsicht gesündigt hat. Kaiser Franz Josef will Frieden haben mit seinem Volke, das ihn immer geliebt hat.“ — Und Schönerer verhäufte sein Haupt und weinte bitterlich. —

— z. Die kräftigsten Leute in der Schweiz sind nach dem eidgenössischen geographisch-statistischen Atlas über die Rekrutur in den beiden Halbkantonen Ob- und Nidwalden, in welchen wegen Schwäche nur 4 pCt. untauglich erklärt wurden, und sodann Nenenburg mit 5 pCt. Wie kommt es, daß Ob- und Nidwalden, zwei Bergkantone wie Außer- und Innerrhoden (beide Appenzell), in erster Linie in sanitärer Beziehung in letzter Anie marischiren? Die Ursache wird vorwiegend dem Einfluß der Industrie zugeschrieben werden müssen, der ungesundeten Arbeit in den Appenzeller Webkellern und der Ausbeutung der Kinder in der Stickerei. —